

Populärmusikforschung und Public Health

Inter- und transdisziplinäre Perspektiven auf Populäre Musik und Gesundheit

Melanie Ptatscheck

Einleitung

In der aktuellen Ausgabe des *Handbuch Gesundheitswissenschaften* beleuchten Razum und Kolip (2020) die für die Gesundheitswissenschaften thematisch relevanten Felder und ihre fachliche Breite. Sie zeigen dabei, »wie gewinnbringend es ist, wenn verschiedene Disziplinen gemeinsam einen Blick auf die Probleme der Gesundheit der Bevölkerung, auf Prävention und Versorgung [...] werfen« (ebd.: 19). Trotz ihres Anspruchs auf Interdisziplinarität schließen sie jedoch Forschungsfelder, wie beispielsweise die Populärmusikforschung (im internationalen Diskurs als »Popular Music Studies« bezeichnet), aus dem gesundheitswissenschaftlichen Diskurs weitestgehend aus. Während die Bedeutung von Musik für die Gesundheitswissenschaften in erster Linie auf die Wirkung von (kollektiven) musikalischen Aktivitäten auf das (subjektive) Wohlbefinden abzielen (z.B. MacDonald et al. 2012; DeNora 2013; Bernatzky & Kreutz 2015; DeNora & Ansdell 2017; Kreutz 2017; Kreutz & Georgi 2017) und das Forschungsfeld der Musikergesundheit vornehmlich im Bereich der europäischen Kunstmusik¹ aus musikphysiologischer und -medizinischer

-
- 1 Dies wird beispielsweise an Themen deutlich, die in der Zeitschrift Musikphysiologie und Musikmedizin veröffentlicht werden, dem Organ der Deutschen Gesellschaft für Musikphysiologie und Musikmedizin. Seit der Ersterscheinung der Zeitschrift im Jahr 1994 werden bis auf wenige Ausnahmen (Mong & Saupe 2021) ausschließlich gesundheitsbezogene Themen im Kontext von europäischer Kunstmusik behandelt. Obwohl in den letzten Jahren im internationalen Raum vermehrt Studien veröffentlicht wurden, welche die Arbeitsrealitäten und damit verbundenen Herausforderungen und Belastungen von Akteurinnen und Akteuren im Popmusikbusiness adressie-

Perspektive betrachtet wird (z. B. Schuppert & Altenmüller 2018), fehlt es an sozial- und kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Verhandlungen von Gesundheit und Krankheit in popkulturellen Kontexten², speziell mit dem Fokus auf populäre Musik³. Dies verwundert, denn Kunst und Kultur, einschließlich (populärer) Musik, sind spätestens mit der Institutionalisierung der Health Humanities mit Beginn des 21. Jahrhunderts im angloamerikanischen Raum (Crawford et al. 2020) ein zentraler Bestandteil gesundheitswissenschaftlicher Diskurse. Doch auch innerhalb der Health Humanities wird das Potential der Erforschung von Musik und ihren Kulturen in Verbindung mit Gesundheits- und Krankheitsthemen noch nicht ausreichend ausgeschöpft. So finden bis dato kaum Untersuchungen zu gesundheitsbezogenen Narrativen statt, welche durch populäre Musik vermittelt werden und einen Einfluss auf das Gesundheits-, Krankheits- und Risikoverhalten von Personen und Gesellschaft haben können. Neben toxischen Glaubenssätzen und Mythen (z.B. »Sex, Drugs, and Rock'n'Roll«, »Tortured Genius«, »Club 27«), welche die Geschichte und Praktiken populärer Musik geprägt haben und einen Einfluss auf gesundheitsgefährdende Verhaltensmuster ihrer Repräsentat*innen und Rezipient*innen haben können (Ptatscheck 2020), hat sich vor allem im letzten Jahrzehnt gezeigt, dass populäre Musik auch gesundheitsförderndes Potential in sich trägt: Es ist zu beobachten, dass vermehrt prominente Musiker*innen, wie beispielsweise *Billie Eilish*, *Lizzo* oder *Kendrick Lamar*, das Stigma um physische und psychische Erkrankungen brechen, indem sie offen über ihre gesundheitlichen Probleme sprechen und sie auf eine künstlerische Weise in den öffentlichen Diskurs einbeziehen. Hierdurch hat sich ein Trend in der Popkultur herausgebildet, der aus populärmusikwissenschaftlicher Perspektive nicht nur auf (musik-)ästhetischer Ebene (z.B. anhand von Songtexten, Musikvideos, Social Media Beiträgen etc.) analysiert werden kann, sondern sich auch im Spannungsfeld von Aufklärungsarbeit und Kommerzialisierung von Gesundheitsthemen in populärer Musik diskutieren

ren (z. B. Brunt & Nelligan 2020; Gross & Musgrave 2020; Musgrave 2022a, 2022b), erhält die Zielgruppe im deutschsprachigen Bereich nur wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit (Ptatscheck 2021b, 2021c, 2024, 2024 im Ersch.).

- 2 Eine Ausnahme in diesem Bereich bilden Auseinandersetzungen mit populärer Musik im Kontext der Disability Studies (z.B. McKay 2009; Waltz & James 2009; Lubet 2011; McKay 2013; Howe et al. 2016; McKay 2019).
- 3 Populäre Musik versteht sich hierbei nicht als eingeschränktes Genre, sondern als Überbegriff für verschiedene Stile populärer Musik (einschließlich Jazz, Schlager, Musical etc.) und ihre vielfältigen Kulturen (vgl. Appen et al. 2014; Hoyer et al. 2017).

lässt. Darüber hinaus können durch populäre Musik Gesundheitsthemen kommuniziert, Identifikationsmöglichkeiten aufgezeigt und Orientierungshilfen für gesundheitsfördernde Handlungsweisen angeboten werden, die einen wichtigen Beitrag zur Prävention und Gesundheitsförderung leisten können – und damit eine zentrale Verbindung zwischen Public Health und der Populärmusikforschung herstellen.

Die Populärmusikforschung hat sich in den vergangenen Jahren national und international als Gegenstand der Musikforschung etablieren können (Appen et al. 2014). Ihre Verortung erfolgt meist im Rahmen der systematischen Musikwissenschaft, die u.a. aus Musiksoziologie, Musikpsychologie und musikalischer Ästhetik besteht. Von Appen et al. (2014: 7) weisen jedoch darauf hin, dass »Popmusikforschung sich keineswegs nur auf herkömmliche musikwissenschaftliche Fragestellungen und Methoden stützt, sondern stark interdisziplinär arbeitet und organisiert ist«. Musikalische Phänomene sind hierbei nicht losgelöst von ihren gesellschaftlichen Strukturen zu betrachten. Die komplexen Wechselverhältnisse können in Anlehnung an Jost (1982) sowohl vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Bedingungen analysiert werden – u.a. in Bezug auf die Frage, was musikalische Erscheinungen über bestimmte gesellschaftliche Tendenzen einer Zeit aussagen, als auch in Bezug auf die soziale Funktion von Musik. Eine solche Perspektive öffnet den Blick dafür, »daß [sic!] Kunst, Literatur und Musik als Produkte geistiger Arbeit mehr sind als nur passiver Reflex, [...] daß [sic!] sie als Teilmomente im gesellschaftlichen Prozeß [sic!] selbst aktiv sind« (ebd.). Somit verlangt eine umfassende Populärmusikforschung »nach der Berücksichtigung gesellschaftlicher und medialer Kontexte, ohne die Texte zu vergessen; nicht zuletzt deshalb, weil diese Gesellschaft und ihre Medien für die Beobachtung und Beschreibung populärer Musik und Kultur verantwortlich sind« (Jacke 2009: 34). Ähnlich wie Public Health, erweist sich auch die Populärmusikforschung nicht als einzelne Disziplin, sondern lässt sich als inter- und transdisziplinäres Forschungs- und Themenfeld verstehen (Marshall 2011; Appen et al. 2014; Heesch 2017), dem eine breite Auswahl an einschlägigen Forschungsansätzen und Methoden zur Verfügung steht (Hemming 2016); sie greift hierbei auf verschiedene Ansätze aus Cultural Studies, Medien- und Kommunikationswissenschaften, Soziologie, Gender Studies, Geschichtswissenschaften und andere Disziplinen zurück – wie sie auch einen Rahmen für die Gesundheitswissenschaften bilden könnten und sollten.

Zentrales Anliegen ist es, anhand ausgewählter Beispiele in diesem Beitrag blinde Flecken in der Auseinandersetzung mit dem Gegenstandsbereich

»Populäre Musik und Gesundheit« aufzuzeigen, um potenzielle Bedarfe von Forschung und Praxis sichtbar zu machen und sowohl inter- als auch transdisziplinäre Perspektiven zu eröffnen. Der Beitrag liefert dazu eine Auswahl an Blickwinkeln auf die Gesundheitsrelevanz von populärer Musik, zeigt ihren Nutzen und die Grenzen für die Gesundheitsförderung auf und konturiert populäre Musik damit als bedeutsamen Gegenstandsbereich sowohl für die Populärmusikforschung als auch für Gesundheitswissenschaften. Mit einem Fokus auf Mental Health wird zunächst eine kulturhistorische Kontextualisierung von Gesundheit in populärer Musik vorgenommen, um gesundheitsgefährdende und -fördernde Praktiken abzuleiten, die im Weiteren am Beispiel von Rapmusik verdeutlicht werden. In Anbetracht der Auffassung, dass »[p]opuläre Musikkulturen [...] immer auch aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen« widerspiegeln und »manchmal sogar ein Brennglas unter dem Prozesse und Produkte noch deutlicher sichtbar werden« (Ahlers & Wickström 2021: 1), werden abschließend gesundheits- und körperbezogene Trends in Popkultur beschrieben. Hierbei werden sowohl die Bedeutung von populärer Musik als Rahmen und Vermittler gesundheitsbezogener Botschaften erkennbar als auch Potenziale und Gefahren aufgezeigt, die mit dieser Entwicklung einhergehen.

(Mentale) Gesundheit in populärer Musik: Eine kulturhistorische Kontextualisierung

Eine Verbindung zwischen populärer Musik und mentaler Gesundheit lässt sich bereits auf die Ursprünge des Blues zurückführen – als Bewältigungsmechanismus und Ausdrucksmittel für Erfahrungen des Leidens, der Unterdrückung und des Überlebens Schwarzer Menschen: »Music, since slavery, is a coping mechanism that Black people have used to release their emotions and manifest healing in their lives. This tool of processing suffering through music and strengthening a spiritual connection developed in the Black experience to form the blues after emancipation« (Joseph 2017). Sich aus der Tradition des Blues weiterentwickelnd beginnt seit den 1950er Jahren Rock'n'Roll den Mainstream-Musikmarkt zu dominieren, welcher insbesondere auf die Käufer*innenschaft von weißen Jugendlichen ausgerichtet ist, die in der sogenannten Babyboomer-Generation mit wirtschaftlicher Stabilität und Wohlstand aufwachsen. Diese Generation ist außerdem durch die konservativen Wertvorstellungen ihrer Eltern geprägt. Rock'n'Roll übernimmt für viele Jugendliche

die Funktion eines Ventils und Protestmittels, sich gegen ihr Elternhaus aufzulehnen (Büsser 2002; Starr & Waterman 2017). Populäre Musik wird zu einem Schlüsselement der Jugendkultur und ein zentraler Bestandteil des sozialen Systems von Heranwachsenden (Frith 2007; Kotarba 2017). Auch hier wird ihr gesundheitsförderndes Potential deutlich: Musikalische Aktivitäten helfen jungen Menschen bei der Bewältigung bedeutender Herausforderungen während der Pubertät, einschließlich der Emotionsregulation (Saarikallio & Erkkilä 2007), der Identitätsbildung (North et al. 2000) und der Kontaktaufnahme mit Gleichaltrigen (DeNora 2019). Themen, die das subjektive Wohlbefinden betreffen und oftmals mit sozialen Konflikten, einer unglücklichen Liebesbeziehung oder einem tragischen Lebensereignis verbunden sind, werden zum zentralen Gegenstand und ästhetischem Stilmittel populärer Musik (Hames & Inglis 1999). Insbesondere seit den 1960er Jahren können Künstler*innen und Bands hohe Chartplatzierungen mit Songs einnehmen, die Referenzen zu mentalen Belastungen aufweisen – darunter »Help« (1965) von den *Beatles*, »Paint it Black« (1966) der *Rolling Stones* oder »Manic Depression« (1967) von *Jimi Hendrix*, um nur einige bekannte Beispiele zu nennen. Das Potential populärer Musik als Sprachrohr, Bewältigungsmittel und Möglichkeit des künstlerischen Selbstausdrucks in Verbindung mit körperlichen und psychischen Belastungen, manifestiert sich nicht zuletzt in Form eigener (Sub-)Genres wie *Grunge*, *Emo/Emocore* oder *Cloud Rap*, welche sowohl durch die Kritik an sozialen Lebensrealitäten als auch durch damit verbundene Gefühle wie Verzweiflung, Wut, Hoffnungslosigkeit und Trauer gekennzeichnet sind.

Auch wenn gesundheitsbezogene Themen wie Depressionen, Mobbing und Suizidgedanken in populärer Musik vermehrt Aufmerksamkeit erhalten, werden sie nur selten vor dem Hintergrund von Krankheitsbildern thematisiert. Waltz und James (2009) verdeutlichen dies am Beispiel des *Joy Division*-Sängers Ian Curtis, der an Epilepsie und Depressionen erkrankt war. Curtis' Krankheiten wurden zu seinen Lebzeiten weder innerhalb seiner Label- und Bandstrukturen, noch im öffentlichen Diskurs thematisiert. Auch über seinen Tod hinaus wurde kaum über die Hintergründe seines Gesundheitszustandes und seines Suizids als tödliche Krankheitshandlung diskutiert; hingegen wurden seine physischen und psychischen Behinderungen in der posthumen Vermarktung der Band als gezielte Marketingstrategie instrumentalisiert:

»[O]ne can argue that as part of a music-marketing discourse that thrives on new and better ways to construct ›otherness‹, disability can be deployed as just one more attribute that sells records. Rather than heralding accep-

tance of disability as part of the typical condition, evidence can be mustered indicating that in pop it still tends to be used as a device for constructing musicians as exotic outsiders, a saleable commodity in an industry that sees ›authenticity‹ as currency.» (Waltz & James 2009: 367f.)

Dass alkohol- und drogenabhängige oder sich selbst verletzende Künstler*innen in der Presse als »somehow more authentic than others« in der Musikpresse dargestellt und vor diesem Hintergrund durch die Musikindustrie kommerzialisiert werden (Waltz & James 2009: 368), illustriert auch das Beispiel Kurt Cobains. So ging der *Nirvana*-Frontmann nicht etwa wegen seiner chronischen Magenschmerzen in die Historie ein, die er mit dem Konsum von Heroin zu medikamentieren versucht hat und die als Auslöser seiner Sucht gedeutet werden können; vielmehr wurde er durch seine mediale Vermarktung als tragischer Held stilisiert, dessen Heroinsucht als Teil seiner musikalischen Schöpfungskraft interpretiert wurde und stilprägend für den typischen Grunge-Sound war: »Es waren insbesondere die depressiv-selbstzerstörerischen und von Selbstmitleid geprägten Songtexte Cobains, die nicht nur charakteristisch für die Band, sondern auch für das Lebensgefühl der Generation X waren« (Ptatscheck 2019: 12). Cobain wurde dabei nicht nur auf musikalischer Ebene zum »Sprachrohr einer Generation« (Büsser 2013: 182). Durch seinen exzessiven Drogenkonsum wurde er ebenso zum Sinnbild der »verlorenen Kids« (Bettermann 1994: 164) und verschaffte der Droge Heroin das Image der »drug of choice for angry, disconnected grunge rockers« (Furek 2008: 1). Mit seinem vermeintlichen Suizid im Alter von 27 Jahren prägt er ebenso den Mythos des »Club 27«⁴ und verfestigt das Narrativ des »leidenden Künstlers«, dessen Archetyp sich bereits im Heroen- und Geniekult um die »großen Komponisten« der europäischen Kunstmusik finden lässt (Steinberg 2005; Ptatscheck 2022). Nach dieser romantisierten Idee steht der Erfolg künstlerischen Schaffens in Verbindung mit dem Narrativ »Genie und Wahnsinn«, das suggeriert, dass erfolgreich Kreativschaffende besonders vulnerabel sind oder gar psychische Störungen oder Krankheiten aufweisen müssen, um Kunst zu schaffen (Ptatscheck 2022). Gesundheitsgefährdendes

4 Der Mythos bezieht sich auf eine Häufung von Todesfällen von einflussreichen Musiker*innen im Alter von 27 Jahren, die sich in den meisten Fällen im Zusammenhang mit einer Drogenüberdosis stehen. Zum »Club 27« zählen neben Kurt Cobain u.a. auch Janis Joplin, Jim Morrison und Amy Winehouse.

Verhalten wird im Kontext von Popkultur dabei weniger mit behandlungsbedürftigen Krankheiten als mit einem hedonistisch-exzessiven Lebensstil in Verbindung gebracht, aus dem diverse popkulturelle Mythen hervorgegangen sind. Dieser toxische Teil des »rock and roll dream« (Waltz & James 2009: 368) hat sich in diversen Narrativen und toxischen Glaubenssätzen manifestiert, die einen Einfluss auf die Selbstauffassung und Imagebildung von Künstler*innen nehmen können (Ptatscheck 2020, 2021c). Dies zeigt sich beispielsweise in einer Studie, die zur Gesundheit von Popmusikstudierenden durchgeführt wurde⁵: In einem Interview berichtet der 19-jährige Stan, Popmusikstudent mit dem Schwerpunkt Singer-Songwriter, dass er an Depressionen leide, exzessiv Alkohol und Drogen konsumiere und immer wieder suizidale Gedanken hätte. Als seine Vorbilder nennt er Kurt Cobain und den US-Cloudrapper *Lil Peep*⁶, mit denen er sich sehr verbunden fühle. Neben dem musikalischen Output sei er auch von ihrem zerstörerischen Lebensstil fasziniert, so dass er sie nicht nur musikalisch nachzuahmen versuche, sondern auch in ihrem Konsumverhalten imitiere. Besonders deutlich wird der Einfluss kulturell vermittelter, gesundheitsgefährdender Narrative im Rahmen der Studie »Sucht und Selbstkonzepte« (Ptatscheck 2020), in der die Biografien von heroinabhängigen Musikern rekonstruiert wurden, die v.a. in den 1980/90er Jahren in den Alternative-Rock-Szenen in Los Angeles aktiv waren. So zeigt die Studie, dass der Konsum von Heroin – getreu dem Motto »sex, drugs, and rock'n'roll« – in diesen Szenen fast unausweichlich zum Dasein der Musiker*innen dazugehörte und sich entsprechend in ihren Selbstkonzepten verankerte.

5 Die von der Autorin 2022 durchgeführte Studie »I'can('t) help myself! Eine qualitative Interviewstudie zur Gesundheit von Popmusikstudierenden« wird voraussichtlich im Frühjahr 2025 veröffentlicht.

6 Gustav Elija Åhr, aka Lil Peep, war ein Vertreter des Cloudraps, der sich durch langsame, melancholische Musik mit depressivem Sound und selbstzerstörerischen Themen und Texten kennzeichnet. In dieser Szene ist vor allem der sogenannte »Purple Drank« (auch als »Lean« bezeichnet) beliebt – eine Mischung aus codeinhaltigem (verschreibungspflichtigem) Hustensaft und Limonade. Ähnlich wie Kurt Cobain rappte auch Lil Peep über Depressionen, Selbstzweifel und die Krisen des Erwachsenwerdens und wurde zur Identifikationsfigur insbesondere für Jugendliche der Generation Z, welche sich durch Zukunftsangst und fehlenden Halt in der Gesellschaft belastet fühlen (Balzer 2017). Lil Peep verstarb 2017 im Alter von 21 Jahren an einer Überdosis der Schmerz- und Beruhigungsmittel Xanax und Fentanyl.

Auch Electronic Dance Music-Kulturen sind seit ihrer Entstehung durch Assoziationen mit Drogenmissbrauch stigmatisiert. Nicht nur unter den Partygänger*innen ist der Konsum weit verbreitet, sondern auch bei den Musikschaffenden selbst (Ptatscheck 2021c, 2021b). Dass exzessiver Alkohol- und Drogenkonsum sowohl als Party-Lifestyle zu verstehen ist als auch mit ernsthaften gesundheitlichen Konsequenzen einhergehen kann, wird insbesondere seit dem Suizid von Tim Berling, aka *Avicii*, diskutiert (Ptatscheck 2021a). Die Dokumentation »*Avicii – True Stories*« (2017), skizziert die Entwicklung Berlings vom introvertierten Teenager, der in seinem Kinderzimmer Songs produzierte und bereits als 20-jähriger seinen ersten Welthit verzeichnete, bis hin zum Superstar-DJ, dessen Lifestyle von einem Jetset-Leben aus permanenten Tourneen und exzessivem Alkohol- und Drogenkonsum gekennzeichnet war. Sein Konsumverhalten kann zum einen als eine Bewältigungsstrategie gegen die vorherrschenden Stressoren des Musikbusiness gedeutet werden (Gross & Musgrave 2020). Zum anderen werden auch der Einfluss von Umgebungsfaktoren in Clubkontexten, wie der hohen Verfügbarkeit von Rauschsubstanzen, sowie persönlichkeitsbezogene Motivationen zum Konsum deutlich: »You get to this place, there's free alcohol everywhere – it's sort of weird if you don't drink« (Berling in Pressler 2013). »I found that the magical cure of just having like a couple of drinks before going on [stage]. [...] helped me be able to do all those shows without feeling completely exhausted« (Berling in Tsikurishvili 2017). Auch hier steht das »sex, drugs, and rock'n'roll«-ähnliche »Don't stop the party«-Narrativ, in Verbindung mit Substanzkonsum und damit einhergehend das Aufrechterhalten der Funktionsfähigkeit des Künstlers, über seinem Gesundheitszustand.

Gesundheitsgefährdende und -fördernde Praktiken am Beispiel von Rap

Gesundheitsgefährdende Praktiken repräsentieren sich im aktuellen Zeitgeschehen insbesondere im Kontext von Rapmusik. Hier werden popkulturelle Narrative nicht nur (re-)produziert – beispielsweise wird im Musikjournalismus mittlerweile vom »Club 21« gesprochen, einer modernen Version des »Club 27« (arte Tracks 2020b), dem im letzten Jahrzehnt diverse Rap-Künstler*innen wie *Lil Peep*, *Lexi Aljai*, *XXXtentacion* und *Juice Wrld* durch ihren frühen Drogentod mit 21 Jahren zugeordnet werden. Vor dem Hintergrund vorherrschender sozialer Realitäten, aus denen sich Hip-Hop Anfang der

1970er Jahre konstituiert und u.a. durch ihre Teilkultur Rap artikuliert hat (Seeliger 2022), müssen diese Narrative neu gedeutet werden. So wird im US-amerikanischen Rap auch auf eine anhaltende Opioid-Krise in den USA reagiert und damit auf verbundene soziale Konflikte und gesellschaftliche Missstände. Während deviantes Verhalten wie Drogenkonsum, schon immer in Rap-Texten verhandelt und als ein genuiner Teil von Street-Credibility aufgefasst wurde, haben sich seine Darstellungs- und Inszenierungsformen jedoch verändert. Rapper wie *Lil Pump* oder *Smokepurpp* zelebrieren offen ihren Substanzkonsum und stellen Drogenbesteck, Rauschsubstanzen und deren Injektion in Musikvideos zur Schau (sogenanntes »Flexen«) – Stilmittel, die sich mittlerweile auch im europäischen Raum etabliert haben. Rap reagiert dabei nicht nur auf soziale Problematiken, sondern kann diese auch kultivieren – wie Reaktionen auf den Song »Tilidin« (2017) des Deutsch-Rappers *Capital Bra* zeigen, in dem der Konsum des Opioids Tilidin propagiert wird. Zahlen des Wissenschaftlichen Instituts der AOK (WIdO) zufolge sind im Zeitraum der Veröffentlichung des Songs die Verschreibungen des Medikaments bei den 15-bis 20-Jährigen fast um das 30-fache angestiegen (Seekamp 2020). Auch wenn es für dieses Beispiel bisher keine wissenschaftliche Evidenz gibt, ist es naheliegend, und hierauf verweisen auch Medienberichte (z.B. Albert 2021) und Suchtberatungsstellen, dass die Verherrlichung von Drogenkonsum im Rap zur Nachahmung anregen und dadurch einen Einfluss auf das Konsumverhalten der Rezipient*innen haben kann. Aufgrund seiner hohen Akzeptanz und Beliebtheit unter Jugendlichen kann Rap allerdings auch das Potential zugesprochen werden, das Gesundheits- und Krankheitsverhalten von Jugendlichen positiv zu beeinflussen (Kresovich 2020; Kresovich et al. 2020): Die sozialen, kulturellen und politischen Inhalte, die in Rap thematisiert werden, können gezielt als Intervention in der therapeutischen Arbeit mit Jugendlichen genutzt werden (Tyson 2002). Die Forschung zeigt, dass diese Form der sogenannten »Hip-Hop Therapy« (HHP) dazu beitragen kann, Depressionen und Ängste zu verringern, den emotionalen Ausdruck zu verbessern, die Kommunikation und die zwischenmenschlichen Fähigkeiten zu erweitern und das Selbstwertgefühl zu steigern (ebd.); entsprechend kommt der Ansatz auch vermehrt in schulischen Settings zum Einsatz (Revesz 2016). Dieses gesundheitsbeeinflussende Potential von Rap scheint auch vielen Musikschaffenden selbst bewusst zu werden – auch vor dem Hintergrund der Verantwortung, die sie als Vorbilder gegenüber ihrer Zielgruppe einnehmen. So bilden immer mehr Künstler*innen einen Gegentrend, indem sie Rap nicht nur als Kunstform verstehen, im Rahmen derer (fast) alles erlaubt ist

(Bruneder 2023)⁷, sondern ihre Kunst auch als Bildungs- und Erziehungsauftrag auffassen. Ein Beispiel hierfür ist der US-amerikanische Rapper *J. Cole*, der mit seinem Album »KOD«⁸ (2018) auf textlich-musikalischer Ebene, aber auch durch persönliche Statements in Interviews, negative Konsequenzen von Drogenkonsum und dessen Normalisierung thematisiert. Das Aufklärungspotential von Rap bezieht sich hierbei nicht nur auf die Vermeidung von Risikoverhalten, sondern zielt grundsätzlich auf das Gesundheits- und Krankheitsverhalten seiner Konsument*innen ab. Besonders deutlich lässt sich dies am Beispiel des Auftritts des Rappers *Logic* bei den MTV Awards 2017 veranschaulichen: Nachdem er vor laufenden Kameras einen Song performt, in dem nicht nur psychische Belastungen offen thematisiert werden, sondern der auch die Notrufnummer der National Suicide Prevention Lifeline im Titel trägt – »1-800-273-8255«, verzeichnet der Notrufdienst noch am selben Abend der Veranstaltung einen Anstieg von 50 % an eingehenden Anrufen (Tinker 2017). Indem er Betroffene (indirekt) dazu auffordert, sich Hilfe zu suchen, bricht *Logic* mit dem in Rap-Kulturen verankerten »anti-therapy narrative« (Pearce 2017), das sich nicht zuletzt aus einer toxischen Vorstellung von Männlichkeit herausgebildet hat, die sich in den männlich dominierten Strukturen von Rap und Hip-Hop seit Jahrzehnten verfestigt hat (Süß 2021). Dieser Vorstellung liegt ein Bild von »männlich sein« zugrunde, demnach Männer keine Schwächen zeigen oder Gefühle zulassen dürfen (Schoop & Ptatscheck 2022). Der sich hieraus ableitende Glaubenssatz »Krankheit bedroht Männlichkeit« beeinflusst nicht nur das Verhältnis zur eigenen Gesundheit, sondern kann auch eine negative Auswirkung auf das Gesundheitsverhalten haben, indem medizinische oder psychologische Hilfe nicht in Anspruch genommen werden (Beutel et al. 2020: 58). Der Glaubenssatz »[t]herapy isn't for black people« (Pearce 2017), welcher auch in Schwarzen Rap-Kulturen propagiert wird, verdeutlicht zudem, dass die Auffassung und Inanspruchnahme von psychologischer Hilfe nicht nur eine Frage von Gender sind, sondern auch durch weitere soziale Kategorien wie Klasse oder Ethnizität beeinflusst werden

7 Am Beispiel von deutschsprachigem Gangsta-Rap diskutiert Bruneder (2023) die Freiheit und Grenzen von Kunst aus verfassungsrechtlicher Perspektive. Sie stellt dabei das juristische Kernproblem heraus, dass menschenverachtende sowie gewalt- oder drogenverherrlichende Texte oftmals durch das Grundrecht auf Kunstfreiheit geschützt sind, dadurch zu wenig strafrechtliche Folgen zur Konsequenz haben und entsprechend nur schwer unterbunden werden können.

8 Laut eines Twitter-Beitrags des Künstlers vom 20.04.2018 stehen die Initialen für »Kids on Drugs«, »King Overdosed« und »Kill Our Demons«.

können. Dies erscheint als ein Paradox vor dem Hintergrund, dass People of Color aufgrund struktureller und persönlicher Unterdrückung durch Rassismus ein erhöhtes Risiko für psychische Belastungen bis hin zu Erkrankungen aufweisen (National Alliance of Mental Illness). In den letzten Jahren haben sich schließlich vermehrt prominente Schwarze Rapper wie *Prodigy* oder *Jay-Z* zu ihren eigenen Erfahrungen mit psychischer Gesundheit geäußert und so für eine Offenheit gegenüber therapeutischen Unterstützungsmöglichkeiten appelliert. Dies könnte auch ein Grund dafür sein, warum US-amerikanischer Rap in den letzten Jahren einen signifikanten Anstieg von Referenzen auf psychische Probleme aufweist (Kresovich et al. 2020). Besondere Aufmerksamkeit erhielt in diesem Diskurs das Grammy-ausgezeichnete Album »To Pimp a Butterfly« (2017) von Kendrick Lamar: »In keeping with the Black Lives Matter movement, the album strives to combat issues plaguing the mental health of people of color, specifically Black men, regarding the cycle of gang violence and the power of self-actualization as exhibited in the rural and classic blues era« (Joseph 2017). So rappt Lamar beispielsweise im Song »I«: »I've been dealing with depression, ever since an adolescent.« Er schließt damit nicht nur an die Traditionen des Blues an, indem er das Medium Musik als Sprachrohr nutzt, um seinen mentalen Belastungen Ausdruck zu verleihen, die nicht zuletzt aus seinen Rassismus- und weiteren Diskriminierungserfahrungen als Schwarzer resultieren; er definiert zugleich das Bild des Schwarzen Mannes im Rap neu, wie es der Komponist und Musikethnologie Sayeed Joseph (ebd.) beschreibt, und trägt so zur Endstigmatisierung psychischer Gesundheit und Krankheit in Black Communities bei.

Gesundheitstrends in Popkultur

Kleiner (2017: 246) beschreibt zwei wesentliche Zuschreibungen, welche die Auseinandersetzungen mit populärer Musik in Verbindung mit »Pop« und »Popkultur« bestimmen: »Pop als Rebellion« und »Pop als Markt«. Diese Zuschreibungen lassen sich auch auf Diskurse und lebensweltliche Phänomene im Kontext von Gesundheit und Krankheit beziehen. Insbesondere die psychische Gesundheit erhält in den letzten Jahren eine besondere Aufmerksamkeit in popkulturellen Auseinandersetzungen (arte Tracks 2020a; Auffenberg 2021). In der 3sat-Dokumentation »Pop und Psyche« (Drude 2020) wird in ihrem Untertitel »Der neue Mut zur Schwäche« nicht nur ein neuer Umgang mit psychischen Krankheiten in Pop suggeriert, sondern es wird

auch darauf hingewiesen, dass dieser mit einer neuen Art von Bewusstsein und Stärke verbunden ist. Tatsächlich kann in der Forschung belegt werden, dass die Offenlegung der psychischen Gesundheit von Prominenten das Stigma vermindern und die Fans ermutigen kann, Hilfe zu suchen (Hoffner 2019; Calhoun & Gold 2020; Gronholm & Thornicroft 2022). Auch berühmte Persönlichkeiten in der Musik, die vermehrt über ihre eigenen psychischen Belastungen wie Angststörungen und Depressionen sprechen, können als »Quellen sozialer Unterstützung« (Döring 2019: 180) gelesen werden und so zu einem gesundheitsfördernden Diskurs beitragen. Dass dieser sich mittlerweile auf einen Mainstream-Markt ausweitet, ist auf u.a. vielfältige popkulturelle Medienangebote zurückzuführen, wie z.B. Dokumentarserien, in denen US-amerikanische Künstler*innen wie Demi Lovato, Selena Gomez oder Justin Bieber Einblicke in ihr privates Leben geben und von ihren Herausforderungen zwischen Ruhm und persönlichem Wohlbefinden berichten. Einen besonderen Stellenwert innerhalb dieses Phänomens nimmt die Singer-Songwriterin Billie Eilish Pirate Baird O'Connell ein (im Folgenden nur mit ihrem Künstlernamen *Billie Eilish* benannt). Der Dokumentarfilm »The World's A Little Blurry« (2021) zeigt Eilish als vermeintliche Privatperson, die mit Stressfaktoren wie Perfektionismus, Selbstzweifel, Erfolgsdruck, Leistungsangst und Cybermobbing konfrontiert ist, welche im Zusammenhang mit ihrer Rolle als Künstlerin stehen. Gleichzeitig wird sie als ein »normaler« Teenager inszeniert, der sich mit typischen Problemen von Jugendlichen wie Einsamkeit und Liebeskummer auseinandersetzen muss. Es werden Eilishs körperliche und mentale Leiden in den Vordergrund gerückt, die nicht nur einen besonderen Einfluss auf ihren musikalischen Schaffensprozess nehmen, indem sie ihre Gefühle und Erfahrungen in ihren Songs verarbeitet, und so das Bild der »leidenden Künstlerin« verstärken. Darüber hinaus werden Empathie und Aufmerksamkeit für ihre Krankheitsbilder wie chronischer Schmerz, das Tourette-Syndrom und Depressionen hergestellt, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen, zugleich aber Identifikationspotential für betroffene Personengruppen bieten können. Im Sinne von Cohen (2001) können prominente Personen wie Eilish einen Einfluss auf die Einstellungen, Überzeugungen und Werte in Zusammenhang mit Gesundheits- und Krankheitshandeln nehmen; andererseits reagieren sie aber auch auf bestehende angestrebte, gesellschaftliche Werte. Indem sie es vom introvertierten Mädchen, das mit ihrem Bruder im Kinderzimmer Songs aufnimmt, trotz – oder gerade *wegen* – ihrer körperlichen und mentalen Beeinträchtigungen, zu einer der erfolgreichsten Künstlerinnen der Welt schafft, verkörpert Eilish das

Narrativ des »American Dream« und damit Werte wie sozialer Aufstieg und Chancengleichheit. Durch ihren offenen Umgang mit psychischer Gesundheit und ihren Einsatz für Initiativen wie »Seize the Awkward« wird sie zum Sprachrohr von Betroffenen und damit zur Gesundheitskommunikatorin (instrumentalisiert). Im Kontext von »Pop« kann diese Form der Repräsentation von Gesundheitsthemen sowohl als eine neue Art der Konstruktion von Authentizität in populärer Musik beschrieben als auch als ein Akt von Rebellion verstanden werden, um auf die erste Zuschreibung von Kleiner (2017) zurückzukommen. Dies wird besonders in Eilishs Umgang mit Körpernormen deutlich: Um ihren Körper zu verhüllen und sich den öffentlichen Kommentaren über diesen zu entziehen, zeigte sich Eilish zum Beginn ihrer Karriere fast ausschließlich in weiter Kleidung. Diese Selbstschutzstrategie wird im Musikjournalismus als bewusster »Kontrast zur übersexualisierten Pop-Industrie« (Amsler 2021) und Bruch »mit der Inszenierung weiblicher Popstars« (Ufer 2021) gedeutet. Im Jahr 2020 veröffentlicht sie den Kurzfilm »Not My Responsibility«, in dem sie sich künstlerisch mit Schönheitsnormen und der ständigen Bewertung ihres Aussehens auseinandersetzt. 2021 bricht sie erneut mit den an sie gerichteten Erwartungen, indem sie sich auf dem Cover der britischen Vogue in einem freizügigen Pin-Up-Look inszeniert. Sie wird dadurch als »Ikone der Body-Positivity-Bewegung« (ebd.) stilisiert, die für Empowerment und Selbstbestimmung steht. Auch der Sängerin Lizzo wird dieser Titel zugesprochen (Sánchez 2023), die insbesondere mit Selbstbewusstsein und Selbstliebe zum »big body« Schwarzer Frauen assoziiert wird. So castet die Künstlerin selbst für ihre Tourneen in der Fernsehserie »Lizzos Watch Out for the Big Girrrl« (2022): »I'm a Black woman, I make music from my own Black experience. If I can help other people with that, then that's good. Because we're the most marginalized and neglected group in this country. We need self-love and self-love anthems more than anyone« (Lizzo, zit.n. Robinson 2022).

Die Thematisierung und Problematisierung von Körperbildern in populärer Musik sind nicht neu. Was sich jedoch geändert hat, ist die Art und Weise, wie diese Themen dargestellt und wo sie verhandelt werden. Stars wie *Billie Eilish* oder *Lizzo* nutzen neben Mode- und Lifestylemagazinen und ihrer eigenen Kunst vor allem Social Media-Plattformen, um ihre Botschaften an ein breites Publikum zu kommunizieren. Digitale Plattformen stellen neue Kanäle der Gesundheitskommunikation dar (Döring 2019: 171). Künstler*innen nutzen hierbei gezielt das Internet als eine der wichtigsten Informationsquellen, die vermehrt von Betroffenen und Interessierten verwendet werden, um

informationsbezogene und soziale Unterstützung zu erhalten (Link 2019). Einerseits erhalten die Künstler*innen selbst Anerkennung und Unterstützung durch ihre Community; andererseits eröffnen sie ihren Follower*innen einen (digitalen) Raum, in dem Informations- und Erfahrungsaustausch stattfinden kann. Oftmals werden Fans zu dieser Interaktion direkt durch die Stars aufgefordert, was Nähe und Vertrauen suggeriert. Dass diese Möglichkeiten der Interaktion, Kommunikation und Bewertung jedoch auch mit mentalen Belastungen durch negative Kommentare und Cybermobbing verbunden sein können, zeigt das Beispiel der US-Sängerin Ariana Grande. Während ihrer gesamten Karriere wurde der ehemalige Kinderstar über ihr Äußeres beurteilt und mit Kommentaren in Social Media konfrontiert, die sie entweder als »zu dünn« oder »zu dick« deklarierten und ihren Körper mit dem ihrer Kindheit verglichen. Als Follower*innen ihr im April 2023 als Reaktion auf ein von ihr in Social Media veröffentlichtes Foto eine Essstörung attestieren und sie als »krank« deklarieren, kontert Grande mit einem Video-Statement auf TikTok, in dem sie sich als »gesünder denn je« bezeichnet und vor voreiligen Schlüssen durch die Interpretation äußerer Merkmale auf den Gesundheits- oder Krankheitszustand von Menschen warnt. Im Sinne von Richter und Hurrelmann (2016) weist sie indirekt darauf hin, dass Körper, Gesundheit und Krankheit als soziale Konstruktionen zu verstehen sind, und Wohlbefinden nur individuell bestimmbar und subjektiv erfahrbar sei – hier lässt sich ein Bezug zu subjektiven Gesundheitstheorien nach Faltermaier (2005) herstellen.

Die vorangegangenen Beispiele verdeutlichen, dass Popkultur und ihre Repräsentant*innen einen Einfluss auf gesellschaftliche Normen und damit verbundene körper- und gesundheitsbezogene Praktiken haben können. Popkultur produziert Körperbilder, kann diese jedoch auch kritisieren und damit Widerstand gegen gesundheitsgefährdende Vorstellungen leisten – wie es auch die Populärmusikwissenschaftlerin Theresa Nink (2023) in ihrem Vortrag zu Körperdiskursen im Rahmen der 33. GFPM-Jahrestagung »Rock your body: Körper in Interaktion mit populärer Musik« (Nink 2023) am Beispiel der Ballade »Beautiful« (2002) der Popsängerin Christina Aguilera verdeutlicht. Nink geht Bewertungen und damit verbundenen Repräsentations- und Inszenierungsweisen von Körpern in populärer Musik nach, indem sie den Text, das Musikvideo, das Image des Songs sowie deren Bewertung im medialen Diskurs analysiert. Sie zeigt dabei die Wirkmächtigkeit auf, die von sozialen – und oftmals durch Popkultur transportierten – Normen ausgeht und einen Einfluss auf die Bewertung von »angemessenen« Körpern hat. Die performative Inszenierung, die Aguilera im Zeitraum der Veröffent-

lichung des Songs mit ihrem Image verkörpert, passt Nink zufolge nicht in das stereotype Bild, dass Performer*innen dieser Zeit zugeschrieben wurde. So waren die 1990er vor allem durch den sogenannten »Heroin Chic« geprägt – der nicht nur einen Modetrend verkörperte, sondern im Zeichen der vorherrschenden Diätkultur auch für eine extrem dünne, nahezu ausgemergelte Körperform stand. Spätestens seit der Jahrtausendwende ist insbesondere der durchtrainierte »Fitnesskörper der Mediengesellschaft« (Klein 2010: 459) gefragt, der durch diverse Popsängerinnen wie Christina Aguilera und jegliche Vertreter Boygroups repräsentiert wird. Dass dieses Schönheitsbild oftmals mit Essstörungen und psychischen Belastungen verbunden ist, offenbaren viele Künstler*innen, wie Britney Spears (2023) – wenn überhaupt – erst nach ihren Karrieren.

Auch ein Ende oder ein Stillstand einer Karriere bzw. die Absicht, diese voranzutreiben oder wiederzubeleben, kann ein Grund dafür sein, warum Künstler*innen sich gesundheitsbezogenen Themen gegenüber öffnen und über ihre eigene Gesundheit sprechen. So geht die Offenbarung der persönlichen Leidensgeschichte oftmals mit der Veröffentlichung eines neuen Albums, einer Dokumentation oder der Vermarktung eines gesundheits- bzw. körperbezogenen Produktes einher, wie der Beautymarke von Ariana Grande oder Lizzos Shapewear-Kollektion. Sie reagieren damit nicht nur auf einen Zeitgeist – und damit auf ein Interesse an gesundheitsrelevanten Themen, sondern auch auf damit verbundene Konsumvorlieben – was sich nicht zuletzt an hohen Streaming- und Follower*innen-Zahlen zu bestätigen scheint. Prominente Künstler*innen können aufgrund ihrer Reichweite und durch die gezielte Platzierung marktrelevanter Themen ein Millionenpublikum erreichen. Hierbei wird der subversive und zugleich affirmative Charakter von Pop deutlich:

»Einerseits wird Pop als authentisch, grenzüberschreitend, umstürzlerisch, subkulturell, provokant, sozial- und sprachkritisch bezeichnet und ist in diesem Sinne ein Medium der Rebellion, der Revolution, des Widerstands und des Protests [...] Andererseits wird Pop mit Konsum, Party, Profit, Unterhaltung, Lifestyle, Mainstream assoziiert und als Marken- beziehungsweise Warenartikel deklariert.« (Kleiner 2017: 246f.)

Durch eine gezielte Thematisierung von Gesundheitsthemen können Künstler*innen eine Identität aufbauen, die das Bild in der Öffentlichkeit positiv beeinflussen kann. Dies kann nicht nur mit Aufklärungs- und Empowerment-Motivationen einhergehen, sondern auch als ein Akt der Selbstinszenierung

und Imagebildung – und die Bühne des digitalen Raumes als Plattform der Selbstvermarktung – verstanden werden: Um Glaubwürdigkeit zu schaffen und eine besondere Verbindung zu denjenigen aufzubauen, die ihre Produkte kaufen (sollen), werden Scham und Verletzlichkeit in populärer Musik inszeniert, dadurch instrumentalisiert und schließlich kommerzialisiert (Waltz & James 2009). Es eröffnet sich somit ein Spannungsfeld, das mit der zweiten Zuschreibung von Kleiner (2017) »Pop als Markt« einhergeht: Popstars können nicht nur Aufmerksamkeit für psychische Gesundheit erzeugen; die Thematisierung psychischer Gesundheit kann ebenso die Aufmerksamkeit von Popstars erhöhen – und damit potentiell eine größere Käufer*innenschaft – generieren.

Nicht über psychische Probleme sprechen zu können oder zu wollen, kann für Künstler*innen jedoch auch zum Problem werden – zumindest, wenn dies als notwendiger Teil eines marktwirksamen Images aufgefasst wird, wie es Singer-Songwriter Dan beschreibt:

»Es geht darum, wie viele Schicksalsschläge man hatte, wie kaputt man ist, damit man eine Plattform für seine Musik bekommt. Dass meine Eltern mich lieben, dass ich eine Frau habe, die mich liebt, dass ich ein gesundes Kind habe, dass ich ein glückliches Leben habe, das ist mein Problem. Aber wenn man sagt, ich will in den Mainstream, ich will den großen Erfolg, dann geht es nur um den Verkauf und man muss sich dem Markt beugen.«
(Interview mit Dan, zit.n. Ptatscheck 2024 im Ersch.)

Auch auf dem europäischen Musikmarkt wird der von US-amerikanischen Künstler*innen vorgelebte »Mut zur Schwäche« adaptiert. So thematisieren vermehrt Künstler*innen psychische Erkrankungen wie Depressionen in ihren Songs (z.B. *Enno Bunger* und *Madeline Juno*), inszenieren Krankheitsverhalten, z.B. im Zusammenhang mit Essstörungen in ihren Musikvideos (z.B. *LiLA*, *Gregor Hägele* und *TOCHTER*) und präsentieren ihre nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechenden Körper auf Social Media (z.B. *Alina* und *Hilla*). Was zunächst als ein positiver Trend beschrieben werden kann, sollte jedoch vor dem Hintergrund seiner – bisher noch wenig erforschten Wirkungsweisen – kritisch reflektiert werden. So sind viele Künstler*innen, die sich Gesundheitsthemen in den öffentlichen Diskurs bringen, oftmals Laien, die zwar über eigenen Erfahrungen und Auseinandersetzungen mit psychischer Gesundheit sprechen können, jedoch meistens nicht über Expert*innenwissen verfügen. Hierbei besteht die Gefahr, dass durch Halb-

wissen oder wissenschaftlich nicht fundierte Aussagen Fehlinformationen kommuniziert werden, die zu einer Gesundheitsgefährdung beitragen können (Döring 2019). Gesundheitsförderlich hingegen, wenn auch noch nicht wissenschaftlich bewiesen, erscheinen popkulturelle Gesundheitsangebote, welche in Verbindung mit medizinisch-psychologischen Expertisen stehen. Ein Beispiel hierfür ist das erstmals im Februar 2024 über YouTube veröffentlichte und als Entertainment-Education-Strategie (Lubjuhn & Bouman 2019) zu interpretierende, serielle Format *Arte Therapy*, in dem die Psychologin Franziska Lauter mit prominenten Künstler*innen über mentale Gesundheit in der Musikindustrie und damit verbundenen Lebensrealitäten und Belastungen sowie Bewältigungsstrategien spricht. Durch »die Vermittlung und den Austausch von Wissen, Erfahrungen, Meinungen und Gefühlen, die sich auf Gesundheit oder Krankheit, Prävention oder den gesundheitlichen Versorgungsprozess« (Baumann & Hurrelmann 2014: 13) beziehen, können die Vorstellungen von Gesundheit und Krankheiten ihrer Rezipient*innen beeinflusst werden. Die medial repräsentierten Inhalte können als Orientierungshilfe und Informationsquelle dienen sowie als soziale und emotionale Unterstützung bei gesundheitlichen Belastungen und Einschränkungen fungieren (Baumann et al. 2020). Grundsätzlich können Lampert (2014) zufolge multimediale und interaktive Möglichkeiten der Medien dabei helfen, Zugang zu bestimmten Zielgruppen zu finden und gesundheitliche Botschaften zu transportieren. Insbesondere in medialen Unterhaltungsangeboten wie populärer Musik und damit verbundenen Diskursen in sozialen Netzwerken, liegt das Potential, Botschaften vermitteln zu können, die über eine rein kognitive Wissensvermittlung hinausgehen und die Rezipient*innen auf einer emotionalen Ebene ansprechen.

Fazit und Ausblick

Die vorangegangenen Beispiele verdeutlichen die Verflechtung von Musik, Kultur und Gesundheit. Sie zeigen, dass populäre Musik und ihre vielfältigen Kulturen zur Konstruktion von Gesundheits- und Krankheitsvorstellungen beitragen und einen Einfluss auf gesundheitsfördernde und -gefährdende Verhaltensweisen nehmen können. Grundsätzlich stellen Musikindustrien einen Public Health-immanenten Bezug auf Gesellschaft her, indem sie sich an den Menschen, ihren Bedürfnissen und Sichtweisen orientieren – und damit auch ihrem persönlichen Wohlbefinden. Populäre Musik unterliegt somit

nicht nur publikumsbezogenen, sondern auch marktwirtschaftlichen Interessen. Die Entwicklung der Verhandlung von Gesundheitsthemen in populärer Musik lässt sich daher auch vor dem Hintergrund ihrer Produktion und Distribution und damit verbundenen (Musik-)Ästhetiken, Imagebildungen und Marketingstrategien betrachten – sowohl aus musikwissenschaftlicher Sicht als auch aus der Perspektive der Musikwirtschafts- und Musikkulturforschung. Werden gesundheitsbezogene Trends in Popkultur als Reaktionen eines bestimmten gesellschaftlichen Zeitgeistes verstanden, der soziokulturell und historisch variabel ist, sollte ihre wissenschaftliche Auseinandersetzung in Anlehnung an Schroer und Wilde (2016) auch vor dem Hintergrund ihres aktuellen und historischen Entstehungskontextes, ihrer sozialen Konstruiertheit und ihren jeweiligen Konjunktionen/Emergenzen erfolgen – und damit durch sozialwissenschaftliche und diskursanalytische Forschungsansätze. Hierbei stellt sich insbesondere die Frage nach der lebensweltlichen Bedeutung von popkulturellen Narrativen, wie diese kulturell vermittelt und gesellschaftlich angeeignet werden und die Performativität von Gesundheits- und Krankheitskonstruktionen bedingen. Populäre Musik kann hierbei als Medium der Kommunikation und Informationsquelle angesehen werden, um das Gesundheitsbewusstsein zu schärfen, toxische Glaubenssätze und Praktiken zu überwinden und Menschen zum gesundheitsförderlichen Handeln zu bewegen. Obwohl ein immenses Potenzial von populärer Musik als Mainstream-Medium zur Beeinflussung der Einstellung und Verhaltensweisen insbesondere von Jugendlichen im Bereich der physischen und psychischen Gesundheit zu erkennen ist, wird sie in der Literatur zu Gesundheitskommunikation häufig übersehen und bleibt damit in diesem Kontext weitestgehend unerforscht. Eine dezidierte Auseinandersetzung mit populärer Musik, einschließlich ihrer vielfältigen Repräsentationen und Repräsentant*innen sowie ihrer Wirkungsweisen auf Gesundheit und Krankheit, sollte daher ein zentrales Anliegen medien- und kommunikationswissenschaftlicher Forschungsarbeit im Public Health-Feld sein. Hierdurch könnte das Medium zur Prävention und Förderung von Gesundheit gezielter eingesetzt bzw. dessen Negativfolgen besser eingedämmt werden.

Literatur

- Ahlers, M. & Wickström, D.E. (2021). Not ready to make nice. Macht und Bedrohung in der populären Musik. *SAMPLES*. Online Publications of the German Society for Popular Music Studies, 19, S. 1–34.
- Albert, M. (2021). Lean, Xanax, Tilidin: So finden Drogen im Deutschrapp statt. *Musikexpress*. Verfügbar unter: https://www.musikexpress.de/so-finden-drogen-im-deutschrapp-statt-1822679/?fbclid=IwAR3oR3tgrKCtxqgP7UQaak4cqVX9LkYJ-ifhcT-9J_g2xETBLsOtTrRorhA [15.01.2024].
- Amsler, J.-L. (2021). Billie Eilish: So reagiert die Sängerin auf Äußerungen bezüglich ihres Körpers. *Rolling Stone*. Verfügbar unter: [https://www.rollingstone.de/billie-eilish-vogue-kommentar-2323375/\[15.05.2024\]](https://www.rollingstone.de/billie-eilish-vogue-kommentar-2323375/[15.05.2024]).
- Appen, R.v., Grosch, N. & Pfeleiderer, M. (Hg.) (2014). *Populäre Musik. Geschichte – Kontexte – Forschungsperspektiven*. Laaber: Laaber-Verlag.
- arte Tracks (2020a). Depressionen & Angst: Die neue Offenheit im Pop. Produziert von arte. Verfügbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=ZXmILTFi5Yg> [09.05.2024].
- arte Tracks (2020b). Eine neue Drogenwelle erreicht die Popwelt. Produziert von Signed Media, ZDF, arte. Verfügbar unter: <https://www.arte.tv/de/videos/093211-016-A/tracks/?fbclid=IwAR2Lc3RHGxy9sOi1o2dadaAOZ4dhguBCEcuHb6BSMPZkCl979SoSuxm4FacA> [09.05.2024].
- Auffenberg, L. (2021). Psyche im Rampenlicht. *Psychologie Heute*, 48(9), S. 24–29.
- Balzer, J. (2017). J. Balzer im Gespräch mit G. Ufer. »Extrem langsamer und depressiver Sound«. Zum Tod des Rappers Lil Peep. *Deutschlandfunk Kultur*. Verfügbar unter: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/zum-tod-des-rappers-lil-peep-extrem-langsamer-und-100.html> [09.05.2024].
- Baumann, E. & Hurrelmann, K. (2014). Gesundheitskommunikation. Eine Einführung. In: E. Baumann & K. Hurrelmann (Hg.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation* (S. 8–17). Bern: Hans Huber.
- Baumann, E., Lampert, C. & Fromm, B. (2020). Gesundheitskommunikation. In: O. Razum & P. Kolip (Hg.), *Handbuch Gesundheitswissenschaften* (S. 465–492). Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Bernatzky, G. & Kreutz, G. (2015). *Musik und Medizin*. Wien: Springer.
- Bettermann, S. (1994). Ins Nirwana der Generation X. *Focus Magazin*, 16, S. 164–167.
- Beutel, M.E., Tibubos, A.N. & Brähler, E. (2020). Gender und psychische Gesundheit. Bedeutung für die psychotherapeutische Praxis. In: I. Moes-

- lein-Teising, G. Schäfer & R. Martin (Hg.), *Geschlechter-Spannungen* (S. 54–65). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bruneder, A. (2023). *Kunstfreiheit und Gangsta-Rap. Eine Analyse des Grundrechts auf Kunstfreiheit am Beispiel des deutschsprachigen Gangsta-Rap*. Wien: Verlag Österreich.
- Brunt, S. & Nelligan, K. (2020). The Australian music industry's mental health crisis: Media narratives during the coronavirus pandemic. *Media International Australia*, 178(1), S. 42–46.
- Büsser, M. (2002). *Popmusik*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Büsser, M. (2013). *On the wild side: Die wahre Geschichte der Popmusik*. Mainz: Ventil.
- Calhoun, A.J. & Gold, J.A. (2020). »I feel like I know them«: the positive effect of celebrity self-disclosure of mental illness *Academic Psychiatry*, 44, S. 237–241.
- Cohen, J. (2001). Defining identification: A theoretical look at the identification of audiences with media characters. *Mass Communication & Society*, 4(3), S. 245–264.
- Crawford, P., Brown, B. & Charise, A. (Hg.) (2020). *The Routledge Companion to Health Humanities*. New York: Routledge.
- DeNora, T. (2013). *Music asylums: Wellbeing through music in everyday life*. London: Routledge.
- DeNora, T. (2019). »Forever piping songs forever new«: The musical teenager and musical inner teenager across the life course. In: K. McFerran, P. Derrington & S. Saarikallio (Hg.), *Handbook of music, adolescents, and wellbeing* (S. 119–126). Oxford: Oxford University Press.
- DeNora, T. & Ansdell, G. (2017). *Musical pathways in recovery: Community music therapy and mental wellbeing*. London: Routledge.
- Döring, N. (2019). Die Bedeutung von Videoplattformen für die Gesundheitskommunikation. In: C. Rossmann & M.R. Hastall (Hg.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation* (S. 171–183). Wiesbaden Springer VS.
- Drude, V. (2020). *Pop und Psyche – Der neue Mut zur Schwäche*. Produziert von ZDF und 3sat. Verfügbar unter: <https://kobalt.de/portfolio-item/pop-und-psyche-2020/#toggle-id-3> [09.05.2024].
- Faltermaier, T. (2005). Subjektive Konzepte und Theorien von Gesundheit und Krankheit. In: R. Schwarzer (Hg.), *Gesundheitspsychologie. Enzyklopädie der Psychologie* (S. 31–53). Göttingen: Hogrefe.
- Frith, S. (2007). *Youth and music*. In: S. Frith (Hg.), *Taking popular music seriously: Selected essays* (S. 1–30). New York & London: Routledge.

- Furek, M.W. (2008). *The death proclamation of generation x. A self-fulfilling prophesy of goth, grunge and heroin*. Bloomington: iUniverse.
- Gronholm, P.C. & Thornicroft, G. (2022). Impact of celebrity disclosure on mental health-related stigma. *Epidemiology and Psychiatric Sciences*, 31, S. 1–5.
- Gross, S.A. & Musgrave, G. (2020). *Can music make you sick? Measuring the price of musical ambition*. London: University of Westminster Press.
- Hames, A. & Inglis, I. (1999). »And I will lose my mind...« Images of mental illness in the songs of the Beatles. *International Review of Aesthetics and Sociology of Music*, 30(2), S. 173–188.
- Heesch, F. (2017). Musikwissenschaft. In: T. Hecken & M.S. Kleiner (Hg.), *Handbuch der Popkultur* (S. 296–301). Stuttgart: J.B. Metzler Verlag.
- Hemming, J. (2016). *Methoden der Erforschung populärer Musik*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hoffner, C.A. (2019). Responses to celebrity mental health disclosures. In: L.R. Lippert, R.D. Hall, A.D. Miller-Ott & D.C. David (Hg.), *Communicating mental health: History, contexts, and perspectives* (S. 125–146). Lanham: Lexington Books.
- Howe, B., Jensen-Moulton, S., Lerner, N. & Straus, J. (Hg.) (2016). *The oxford handbook of music and disability studies*. Oxford: Oxford University Press.
- Hoyer, T., Kries, C. & Stederoth, D. (Hg.) (2017). *Was ist Popmusik?* Darmstadt: WGB.
- Jacke, C. (2009). *Einführung in Populäre Musik und Medien*. Münster: LIT.
- Joseph, S. (2017). »We gon' be alright«: Mental health and the blues in Kendrick Lamar's to pimp a butterfly. Verfügbar unter: <https://ethnomusicologyreview.ucla.edu/journal/volume/21/piece/990> [09.05.2024].
- Jost, E. (1982). *Sozialgeschichte des Jazz in den USA*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Klein, G. (2010). Soziologie des Körpers. In: G. Kneer & M. Schroer (Hg.), *Handbuch Spezielle Soziologien* (S. 457–473). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kleiner, M.S. (2017). Populär und Pop. In: T. Hecken & M.S. Kleiner (Hg.), *Handbuch Popkultur* (S. 246–251). Stuttgart: J.B. Metzler Verlag.
- Kotarba, J.A. (Hg.) (2017). *Understanding society through popular music*. New York: Routledge.
- Kresovich, A. (2020). The influence of pop songs referencing anxiety, depression, and suicidal ideation on college students' mental health empathy, stigma, and behavioral intentions. *Health Communication*, 37(5), S. 1–11.

- Kresovich, A., Collins, M.K.R., Riffe, D. & Dillman Carpentier, F.R. (2020). A content analysis of mental health discourse in popular rap music. *JAMA Pediatrics*, 175(3), S. 286–292.
- Kreutz, G. (2017). Bedeutung von Musik für die Gesundheitswissenschaften. In: G. Rötter (Hg.), *Handbuch Funktionale Musik* (S. 285–302). Wiesbaden: Springer.
- Kreutz, G. & Georgi, R.v. (2017). Musikhören, Singen, Tanzen und Musizieren: Beiträge zum Wohlbefinden. In: A.C. Lehmann & R. Kopiez (Hg.), *Handbuch Musikpsychologie* (S. 641–661). Göttingen: Hogrefe.
- Lampert, C. (2014). Gesundheitsrelevanz medialer Unterhaltungsangebote. In: K. Hurrelmann & E. Baumann (Hg.), *Handbuch Gesundheitskommunikation* (S. 228–238). Bern: Huber.
- Link, E. (2019). Gesundheitskommunikation mittels Gesundheitsportalen und Online-Communitys. In: C. Rossmann & M.R. Hastall (Hg.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation* (S. 159–169). Wiesbaden: Springer VS.
- Lubet, A. (2011). *Music, disability, and society*. Philadelphia: Temple University Press.
- Lubjuhn, S. & Bouman, M. (2019). Die Entertainment-Education-Strategie zur Gesundheitsförderung in Forschung und Praxis. In: O. Razum & P. Kolip (Hg.), *Handbuch Gesundheitswissenschaften* (S. 411–422). Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- MacDonald, R., Kreutz, G. & Mitchell, L. (2012). What is music, health, and wellbeing and why is it important? In: R. MacDonald, G. Kreutz & L. Mitchell (Hg.), *Music, Health, and Wellbeing* (S. 3–11). New York: Oxford University Press.
- Marshall, L. (2011). The sociology of popular music, interdisciplinarity and aesthetic autonomy. *British Journal of Sociology*, 62(1), S. 154–174.
- McKay, G. (2009). Popular music and disability: introduction. *Popular Music* (Special issue), 28(3), S. 293–295.
- McKay, G. (2013). *Shakin' all over: Popular music and disability*. (Hg.), (S.). Ann Arbor: University of Michigan Press.
- McKay, G. (2019). Jazz and disability. In: Gebhardt, N. Rustin-Paschal, N. Whyton, T. (Hg.), *The routledge companion to jazz studies* (S. 173–184). New York: Routledge.
- Mong, N. & Saupé, L.B. (2021). Power for artists on tour. Entwicklung und Evaluation eines Programms zur Verbesserung der mentalen Gesundheit von Rock/Pop Musiker*innen auf Tour. *Musikphysiologie und Musikmedizin*, 28(2), S. 61–72.

- Musgrave, G. (2022a). »Losing work, losing purpose«: Representations of musicians' mental health in the time of COVID-19. In: G. Morrow, D. Norgård & P. Tschmuck (Hg.), *Rethinking the music business. music contexts, rights, data, and Covid-19* (S. 11–28). Cham: Springer.
- Musgrave, G. (2022b). Music and wellbeing vs. musicians' wellbeing: examining the paradox of music-making positively impacting wellbeing, but musicians suffering from poor mental health. *Cultural Trends*, 32(3), S. 1–16.
- Nink, T. (2023). Körperdiskurse um Christina Aguileras Ballade »Beautiful«. Vortrag auf der 33. Jahrestagung der Gesellschaft für Populärmusikforschung. »Rock your body«: Körper in Interaktion mit populärer Musik«, . Siegen: Universität Siegen.
- North, A.C., Hargreaves, D.J. & O'Neil, S.A. (2000). The importance of music to adolescents. *British Journal of Educational Psychology*, 70(2), S. 255–272.
- Pearce, S. (2017). Therapy is gangsta: Hip-Hop's views on mental health are evolving. Verfügbar unter: <https://pitchfork.com/thepitch/therapy-is-gangsta-hip-hops-views-on-mental-health-are-evolving/> [15.1.2024].
- Pressler, J. (2013). Avicii, the King of Oontz Oontz Oontz. Verfügbar unter: <https://www.gq.com/story/avicii-tim-bergling-profile-gq-april-2013> [15.1.2024].
- Ptatscheck, M. (2019). Populäre Musik und Heroin. Eine kulturhistorische Kontextualisierung. *SAMPLES*, 17, S. 1–25.
- Ptatscheck, M. (2020). Biographische Studien zur Heroinabhängigkeit von Musikern in Los Angeles. Bielefeld: transcript.
- Ptatscheck, M. (2021a). Avicii and mental health of EDM stars. In: E. Mazierska, T. Rigg & L. Gillon (Hg.), *The evolution of electronic dance music* (S. 105–123). London: Bloomsbury.
- Ptatscheck, M. (2021b). Never Waste a Crisis!? – The impact of the Covid-19 pandemic on the mental health of EDM DJs. *IASPM Journal. Special issue: Crises at work: Potentials for change?*, 11(2), S. 1–18.
- Ptatscheck, M. (2021c). »The Show Must Go On!?!« – Self-narratives and mental health of German EDM DJs during COVID-19. *Journal of Music, Health and Wellbeing*, S. 1–13.
- Ptatscheck, M. (2022). Mental Health in Music – Mentale Gesundheit als Ressource für eine nachhaltige Musikausbildung. *DAS JOURNAL #Musik und Nachhaltigkeit. Hochschule für Musik und Tanz Köln*, S. 28–31.
- Ptatscheck, M. (2024). Hidden artists, hidden crisis. Insights into German songwriters' life worlds and (mental health) challenges before and during the COVID-19 pandemic. In: L. Grünewald-Schukalla, B. Hornberger, A. Jó-

- ri, S. Lepa, H. Schwetter & C. Winter (Hg.), Musik und Krisen (Jahrbuch Musikwirtschafts- und Musikkulturforschung) (S.). Wiesbaden: Springer VS.
- Ptatscheck, M. (2024 im Ersch.). Mental health among singer-songwriters in the German music business. In: C. Anderton, M. James, D. Nordgård & S. Pisfil (Hg.), *Intellect handbook of global music industries*. Bristol: Intellect.
- Razum, O. & Kolip, P. (2020). Gesundheitswissenschaften: eine Einführung. In: O. Razum & P. Kolip (Hg.), *Handbuch Gesundheitswissenschaften*, 7. Auflage (S. 19–43). Weinheim: Beltz Juventa.
- Revesz, R. (2016). Bronx schools turning to ›hip-hop therapy‹ to engage teenagers. Verfügbar unter: <https://www.independent.co.uk/news/world/americas/bronx-schools-turning-to-hiphop-therapy-to-engage-teenagers-a6824096.html> [15.1.2024].
- Richter, M. & Hurrelmann, K. (2016). Die soziologische Perspektive auf Gesundheit und Krankheit. In: M. Richter & K. Hurrelmann (Hg.), *Soziologie von Gesundheit und Krankheit* (S. 3–19). Wiesbaden: Springer.
- Robinson, L. (2022). Lizzo is here to talk about all of it – that flute, that lyric, her man, and more. Verfügbar unter: <https://www.vanityfair.com/style/2022/10/lizzo-is-here-to-talk-about-all-of-it> [15.1.2024].
- Saarikallio, S. & Erkkilä, J. (2007). The role of music in adolescents' mood regulation. *Psychology of Music*, 35(1), S. 88–109.
- Sánchez, J. (2023). Lizzo is an icon of body positivity. Deutsche Welle. Online: . Verfügbar unter: <https://www.dw.com/en/why-lizzo-is-an-icon-of-body-positivity/a-64984508> [14.05.2024].
- Schoop, M.E. & Ptatscheck, M. (2022). #GenderMachtPop. Machtverhältnisse und Geschlecht in der populären Musik. *SAMPLES. Online Publications of the German Society for Popular Music Studies*, 20, S. 1–34.
- Schroer, M. & Wilde, J. (2016). Gesunde Körper – Kranke Körper. In: M. Richter & K. Hurrelmann (Hg.), *Soziologie von Gesundheit und Krankheit* (S. 257–271). Wiesbaden: Springer.
- Schuppert, M. & Altenmüller, E. (2018). Musikphysiologie und Musikermedizin. In: A.C. Lehmann & R. Kopiez (Hg.), *Handbuch Musikpsychologie* (S. 411–434). Bern: Hogrefe.
- Seekamp, M. (2020). Tilidin: Wie läuft das Geschäft mit dem Schmerzmittel?. STRG_F. Verfügbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=f8TBnMQVPaQ> [15.1.2024].
- Seeliger, M. (2022). Soziologie des Gangstarap. Popkultur als Ausdruck sozialer Konflikte. Weinheim: Beltz Juventa.

- Spears, B. (2023). *The woman in me: Britney Spears*. New York: Simon & Schuster.
- Starr, L. & Waterman, C. (2017). *American Popular Music: From Minstrelsy to Mp3*. New York: Oxford University Press.
- Steinberg, R. (2005). Musiker und ihre Krankheiten. Kritische Anmerkungen zur Genie-und-Wahnsinns-Diskussion. In: E. Altenmüller & S. Rode-Breyman (Hg.), *Krankheiten großer Musiker und Musikerinnen: Reflexionen am Schnittpunkt von Musikwissenschaft und Medizin* (S. 41–60). Hildesheim: Olms.
- Süß, H. (2021). *Eine Szene im Wandel? Rap-Männlichkeiten zwischen Tradition und Transformation*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Tinker, B. (2017). Calls to suicide prevention hotline spike after VMA performance. CNN Health. Verfügbar unter: <https://edition.cnn.com/2017/08/25/health/logic-suicide-hotline-vma-18002738255/index.html> [15.1.2024].
- Tsikurishvili, L. (2017). Avicii: True Stories Verfügbar unter: <https://www.bbc.co.uk/programmes/p075zdlk> [29.11.2019].
- Tyson, E.D. (2002). Hip hop therapy: An exploratory study of a rap music intervention with at-risk and delinquent youth. *Journal of Poetry Therapy*, 15(3), S. 131–144.
- Ufer, G. (2021). Billie Eilish auf dem Vogue-Cover. Ein selbstbestimmter Pin-up-Look. Deutschesfunk Kultur. Verfügbar unter: <https://www.deutschesfunkkultur.de/billie-eilish-auf-dem-vogue-cover-ein-selbstbestimmter-pin-100.html> [15.1.2024].
- Waltz, M. & James, M. (2009). The (re)marketing of disability in pop: Ian Curtis and Joy Division. *Popular Music*, 28(3), S. 367–380.

